



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Grete Füllunger

Roman von Alfred Bod

Der Buchbinder Friedrich Ibold, ein angehender Sechziger, von kleiner rundlicher Gestalt fuhr mit dem Schnupftuch über den lahmen Kopf und sagte zu seinem Gehilfen:

„Wir schreiben heut den achtzehnten Mai, und 's ist eine Hitze, man meint, die Hundstage wären schon angegangen. Wir wollen Feierabend machen!“

Er band die Arbeitsschürze ab, griff zur Mütze und verließ die Werkstatt. Es schlug sieben. Bis seine Frau das Nachtessen gerichtet hatte überlegte er, konnte noch eine Stunde vergehen. Zeit genug, daß er nach seinem Freund, dem Spengler Füllunger, sah, der seit Wochen schmer daniederlag. Auf der Straße redete ihn der Ratsdiener Lauber an:

„In Abend, Herr Ibold! Noch immer kein Regen. Das Wetter hat seine Lammern verloren. Wo soll das hinaus? Wir in der Stadt, wir merken's nicht so. Aber draußen auf dem Land, da sieht's traurig aus. Die Futternot wird immer größer. Das Vieh hungert und wird verkleudert. In Michelbach, hör ich, hat ein Bauer keine zwei Ochsen für dreihundert Mark verkauft. 's ist ein Jammer! Der Boden hat keine Fruchtigkeit mehr. Die Frühjahrssaat kommt nicht recht auf. Wie werden eine schreckliche Leuerung kriegen. Wissen Sie, was die Frau Hormann in der Erdbeergasse sagt? „Schlechte Menschen, schlechte Zeiten!“ Herr Ibold, da liegt was drin!“

Der Jungendrescher hält mich hier auf, sprach der Buchbinder bei sich, und ich will meinen kranken Freund besuchen!“

„Ich muß weiter!“ rief er heraus und ließ den verblüfften Ratsdiener stehen.

Er ging mit raschen Schritten die Hauptstraße entlang und bog dann in die Loggasse ein, wo unter der langen Stiebtreppe das altmodische Haus des Meisters Füllunger mit seinem kunstvoll herausgebauten Erker gleich in die Augen sprang.

An der Tür traf er Grete, des Spenglers Tochter, ein Mädchen von dreißig-zwanzig Jahren mit blassen Gesicht.

„Wie geht's dem Vater?“ fragte er.

„Nicht gut.“ erwiderte sie bedrückt. „Er

sieht sich schwach und klagt über Atemnot.“

„Was sagt denn der Doktor?“

„Die Krankheit hält sich aufs Herz geschlagen.“ „Na, das wird sich hoffentlich wieder machen.“

„Wer kann's wissen! Ich bin immer in Angst. Und muß mich zusammensetzen, daß der Vater nichts merkt.“

„Du tust Dir zuviel, Grete. Du hältst's nicht aus.“

„Diesen Abend kommt Schwester Irina.“

„Gud Nacht!“ Sie hörte auf; dann sagte sie:

„Mir war als hätte der Vater gerufen.“

„Ich hab nichts gehört.“ versetzte der Buchbinder. „Das ist die Auitregung bei Dir.“

„Sie bleiben doch ein bißchen, Herr Ibold?“

„Gewiß.“

„Ich will schnell was holen. Ich bin im Augenblick wieder da.“

Sie nickte ihm zu und eilte fort.

Der Buchbinder stieg die Treppe hinauf, schritt über den Vorplatz des Obergeschosses und trat in die nach dem Hofe zu gelegene Krankenküche.

Der Spengler, dessen Leiden seinen Widerschein auf die eingelassenen Wangen warf, streckte dem Freund die Hand entgegen.

„Gut, daß Du kommst, Friedrich. Ich hab eine große Reize vor. Eh ich die antret, müßt ich noch allerlei mit Dir sprechen.“

Der Buchbinder holte einen Stuhl herbei und ließ sich an der Benztisch nieder.

„Wir wollen miteinander sprechen, Heinrich, aber ich bin Dir, red Dir nichts ein. So eine Krankheit überfällt einen und geht nicht Knall und Fall. Gebuld ist die beste Arznei. Ich bin überzeugt, 's dauert nicht lang, und Du legst den Leib wieder ins Feuer.“

Füllunger schüttelte den Kopf.

„Ich rühr den Pötkolben nicht mehr an. Ich weiß, wie's mit mir steht. Und Du laßst mir's glauben. Ich fürcht mich nicht. Nur, daß ich die Grete allein lassen muß, das macht mir den Abschied schwer!“

Die Grete und sein Ludwig, trat dem Buchbinder vor die Seele, waren zusammen aufgewachsen, hatten gute Kameradschaft gehalten ja, sie standen am Verlobungsrand. Seine Frau und er hätten sich keine liebere Schwiegertochter wünschen können. Seitdem der Junge in Stuttgart schaffte, war er andern Sinnes geworden. So ein Dummkopf! Kehre dem Glück, das ihn suchte, den Rücken.

Er ergriff des Freundes Hand.

„Sei ganz ruhig, Heinrich. 's mag kommen, wie 's will. Wenn die Grete mich braucht, bin ich da. Das versprech ich Dir!“

Der Kranke richtete sich ein wenig auf.

„Ich dank Dir, Friedrich! Was ich noch sagen wollt. Ich hab den Rudstuhl, meinen Gesell, im dritten Jahr. Ein braver, tüchtiger Mensch! Man hält ihn auf die Fachschule schicken müssen. Gud Dir am Finanzamt den Wassermeister an, das ist kein Wert. Ich müßt nicht, daß er auf den Stupp fertiggeschickt wird. 's könnt doch sein, daß das Geschäft einen Käufer findet und daß ihn mein Nachfolger behält. Und noch eins. Dem Walzwerk in Reheim und der Metallwarenfabrik in Freiberg bin ich die letzten Rechnungen schuldig. Sie sind erst in sechs Wochen fällig. Sonst hab ich nichts mehr zu bezahlen. Die Bücher sind bis auf den Tag bel, wo ich mich gelegt hat. 's ist alles klar und übersichtlich. Sollt die Grete nicht heiraten, hat sie meinem Bedunk nach so viel, daß sie anständig leben kann.“

„Vorsorge schadet nichts.“ warf Ibold dazwischen, „aber, daß Du Dich in die Todesgedanken einmummelst, das will mir nicht gefallen.“

„Ich hab 's nie verstanden.“ sprach der Meister Füllunger, „warum ein Mensch, wenn er gesund ist, nicht an seinen Tod denken soll und nun gar, wenn er krank ist. Der Weg liegt vor uns, und wir müssen ihn all' einmal gehen. Eins von Millionen Lebenslichtern verlöscht, abendrein ein ganz kleines. Lohnst sich's da, viel Aufgebens zu machen? 's tut nicht nötig, daß sich einer, der in die Jahre kommt, für überflüssig hält, er braucht sich aber auch nicht für unent-

behrlich zu halten. Am End ist jeder zu verstehen."

Der Buchbinder versuchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Er verbreitete sich über sein Geschäft. Die Zahl der handgebundenen Bücher, sagte er, gehe mehr und mehr zurück, im Grunde sei er nur noch der Handlanger des Gerichts, das seine Arbeiten bei ihm binden lasse. Ein jedes Handwerk habe Stümper und Störer. Er rechne sich weder zu den einen noch zu den andern und zerbreche sich den Kopf, warum er die besten Kunden verliere. Rundsthandwerk sei jetzt das Feldgeschrei. Die Welt hänge an Meinungen und Moden. Die Jungen wollten die Alten meistern.

Er dachte an seinen Sohn, dessen Lehrherr er gewesen war, der sein Nachfolger werden sollte und im Unfrieden von ihm geschieden war.

Grete trat herein und brachte die Abendsuppe. Der Kranke berührte sie nicht, trank aber ein Glas stärkenden Wein. Seine Wangen röteten sich, in seine müden Augen kam Glanz.

Als Grete sich entfernt hatte, sprach er, an die Worte des Freundes anknüpfend:

"Wie ich mein Geschäft anfang, hob ich mich an die Regel gehalten: übernehm nicht mehr, als du bewältigen kannst. Manchmal häßt ich ungeheuer viel Aufträge haben können. Allein ich wollt nichts verhuudeln, wollt nichts aus der Hand geben, womit ich nicht selbst zufrieden war. Wenn ich mich fortmach, wird niemand sagen, ich wär aus der vollen Arbeit abgerufen worden. Was blieb mir denn noch? In der Hauptsache Reparaturen. Früher waren die Leute auf mich angewiesen, jetzt beziehen sie die Artikel von auswärts, die ich in meiner Werkstatt geschweift und gebördelt hab. Das Rad geht über einen hin und rollt weiter."

"Deine Frau selig", bemerkte der Buchbinder, "war immer an Dir, Du sollst Dich auf das Installationsgeschäft werfen."

"Ich häßt 's auch vielleicht getan", versetzte Meister Füllunger. "Wie sie dann starb, hatt ich die Lust verloren."

Er hielt inne. Sein Gesicht nahm plötzlich einen seltsam verzerrten Ausdruck an, sein Atem kam keuchend aus der Brust, und er fuchtelte mit den Händen.

Erstrocken sprang der Buchbinder auf und bettete den Leidenden höher. Es dauerte eine ganze Weile, bis dieser den Anstoß überwunden hatte.

"'s ist wieder vorbei", sagte er, in Schweiß gebadet, "aber 's ist jedesmal ein Stück vom Tod."

Der Freund bat ihn, er solle sich schonen, solle lieber nicht sprechen.

Füllunger meinte, er habe das Bedürfnis, sich zu unterhalten, das Sprechen greife ihn nicht an.

Heut nachmittag, erzählte er, war er eingeschlafen und hatte etwas Kurioses geträumt. Er sah auf dem Altenburgskopf und simulirte vor sich hin. Durch die Nuhbaumallee kam jemand auf ihn zu. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Wer war 's? Seine Frau. So jung sah sie aus und so schön, wie damals am zweiten Pfingsttag in Ortenberg, wo er mit ihr Bekanntschaft gemacht hatte. Er war ganz durmelig vor Glück. "Gi Marie," sagte er, "Du bist's?" "Ja," antwortete sie, "ich bin 's!" Sie gab ihm die Hand und fragte: "Wie geht 's?" "'s geht, wie 's geht," erwiderte er, "aber nicht wie 's gehen soll. Du sehist mir halt überoll!" Sie

lächelte. "Heinrich, daß wir zwei immer so einig gewesen sind, war das Beste, was ich mit hinübernehmen tonnt!" So sprach sie und verschwand. An ihrer Stelle stand mit einem Male eine alte Frau, die eine weiße Haube trug, und sagte: "Handwerksbursch, arbeiten ist ehrbarer als betteln!" Darüber wurde er wach. Und er besann sich, wo er die Frau, die ihm bekannt vorkam, in seinem Leben gesehen haben mochte. Endlich fiel 's ihm ein: in Wernigerode am Harz. "In Wernigerode?" unterbrach ihn der Buchbinder. "Hast Du da nicht geschafft?"

"Zwei Jahre," antwortete der Meister. "Und wie ich auf der Wanderschaft dort hängen geblieben bin, das ist merkwürdig genug."

Er langte nach dem Wein, der auf dem Nachttisch stand, nahm einen Schluck und fuhr fort: "Ich hatt in Ufenburg übernachtet. Frühmorgens marschirt' ich nach Wernigerode. Unterwegs stieß ein Pinfelfritzh zu mir. Dem seine Krust glänzte in allen Farben, und seine Stiefel waren zerlöchert. Diweil ich noch ein junger Chausseehas war, gab mir der alte Speckjäger gute Lehren. 's war im Sommer und barbarisch heiß. Wir aßen Heidelbeeren, die da massenhaft wuchsen. Nachher legten wir uns hin und schliefen ein. Wie ich aufwacht', hatt sich der Balzbruder aus dem Staub gemacht und hatt mein Geld mitgehen heißen und meine Uhr und meinen Ranzen. Nu war Holland in Rot. Ohne einen roten Pfennig kam ich nach Wernigerode und trat in das erste beste Haus. Da war eine alte Frau. Die hatt eine weiße Haube auf. Und fragt, was ich wollt. "Ein reisender Handwerksbursch", sagt ich, "bittet um eine milde Gabel!" "Handwerksbursch", sagt sie, "arbeiten ist ehrbarer als betteln!" Ich legt' ihr auseinander, was mir auf dem Marsch von Ufenburg nach Wernigerode passiert war. "Du bist noch jung," sagt sie, "Erfahrung macht klug. Ein andermal seht Dich besser vor!" Und sie schenkte mir eine Mark. "Koch Krant," dacht ich, "eine Mark! Das ist ein schöner Anfang. Sollst du weiter sehten oder nicht?" "Nein," sagt ich mir, "arbeiten ist ehrbarer als betteln!" Und ich ging in die Herberge. Am selben Abend frag ich einen Biag beim Meister Reichwagen am Marktplatz. Der alten Frau bracht ich die Mark zurück. Sie guckt mich ganz verstaunt an und sagt: "Du bist ein nährlicher Kauz! Komm zu mir, so oft Du magst!" Das tat ich denn auch. Immer fiel ein guter Bissen für mich ab und eine Tasse Kaffee."

So erzählte Meister Füllunger und schaute, ein Lächeln auf den Lippen, in sein schimmerndes Jugendland. Das Bild, das vor ihm emporgestiegen, ließ ihn nicht los. Auf waldigen Kluppen ein stolzes Schloß. Grüngoldne Hänge im Sonnenglanz. Blühende Bäche in graublauer Tiefe. Fernab, von weißen Wolken umlagert, der Broden. Ein junger Gesell, das Ränzlein auf dem Buckel, den Knotenstock in der Hand, wondert durch die Morgenpracht. Neben ihm tritt ein duster Kunde, der Pinfelfritzh. Der schwägt dem Teufel ein Ohr ab und eine Zehe dazu. Nun hebt er mit seinem Bierbass zu singen an:

"Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet auf der Walz der Draht!
Bestern noch die Schicks am Arm,
Heute schon mit dem Gendarm
In das dunkle Rittchen 'nein."

Doch nur still, doch nur still,
Mag es kommen, wie es will,
Mit dem Stenze in der Rechten
Wollen wir flott weiter sehten,
Ich und mancher Kamerad!"

Acht Tage später. Ueber dem Städtchen stand die mittägliche Sonne. Die Strahlen waren wie ausgestorben. Vor der stehenden Hitze hatten die Menschen sich in die Kühle der Häuser geflüchtet. In ihrem Lädchen hochte die Gemüsefrau Hormann, schläfrig und verstimmt. Da lagen Spinat, junge Rübchen und Kopfsalat zu kleinen Bergen gehäuft. Da lockten colorote Radblesschen und frisch gestochener Spargel. Was Frau Hormann heut davon abgesetzt hatte, war nicht der Rede wert. Die Leute behaupteten, sie sei mit ihren Preisen auf der hohen Schule Dummes Geschwäh! Sie führte nur die beste Ware und gab nichts für drei Trumpeln her. Wer nicht bei ihr kaufen wollte, sollte es einfach bleiben lassen. Borhin hatte sich die Frau Hofrat Bender in die Erblengasse bemüht. "Frau Hormann, was kosten die Spargel?" "Fünfundsiebzig Pfennige, Frau Hofrat!" "Sehr teuer und nicht einmal besonders schön. Na, geben Sie mir drei Pfund!" Sie wog der Frau Hofrat die Spargel zu. "Zwei Mark fünfundzwanzig, wenn ich bitten darf!" "Schreiben Sie 's auf, Frau Hormann!" "Wie Sie wünschen, Frau Hofrat!" Die Frau Hofrat zog ab. "Krieg die Krammenot mit Deiner dreitigen Schnauze!" Die Frau Hofrat reiste jetzt ins Bad. Dafür hatte sie Geld. Bei der Gemüsefrau stand sie in der Kreide die Gemüsefrau mochte warten. Du du schlechte Welt!

Frau Hormann gähnte, daß ihr ein Fuder Heu in den Mund fahren konnte. Sie vollends in süße Laune zu bringen, grüßte drüber der Frau Waldschmidt ihr Jüngster:

"Meine Mutter hat keine Zeit,
Der Schneider wohnt zu weit,
Wär nur meine Hofe ganz,
Da wär ich froh!"

Frau Hormann nickte ein. Ob sie sah oder lag, das war ihr gleich, sie schlief wie ein Sack.

Ein Viertelstündchen ging hin. Das Ladengläschen bimmelte. Der Ratsdiener Dauber schob sich in seiner ganzen Breite herein. Sein Blick fiel auf die Schläferin.

"Die kann man forttragen, und sie wird nicht wach!" sprach er bei sich.

"Holla!" rief er.

Frau Hormann fuhr auf.

"Ja, ja!"

Sie rieb sich die Augen.

"Ou'n Tag, herr Dauber!"

Der Ratsdiener lächelte.

"Ein Nickerchen gemacht?"

"Ja na, bei der Hih!"

"Ich glaub, 's ist die längste Zeit heiß gewesen. Die Luft hat sich gedreht."

"Das wär ein großes Glück. Nur ein paar Tag' Regen. Die täten sieben dürre Wochen tränken."

Der Ratsdiener legte seine Mühe auf den Ladentisch.

"Haben Sie schon gehört? Der Spengler Füllunger hat sich empfohlen."

Frau Hormann schlug die Hände zusammen.

"Ist er gestorben? Ei, wann denn?"

"Diesen Morgen."

"Hat er noch arg gefitten?"

„Gar nicht. Ich hab eben die Schwester Trina gesprochen. Er hat eine gute Nacht gehabt. Um sechs bringt ihm die Grete eine Tasse Milch. Er setzt sich auf und trinkt. „Wenn man so lang krank ist,“ sagt er, „steht man alles viel klarer.“ Wuppel tut er einen Zuck. fällt zurück und ist hin!“

Frau Hormann erhob sich.

„Schad' um den Mann! 's war einer von meinem Schlag. Ohne Scheu. Und trotz mit der Wahrheit nicht unter die Bank!“

Der Katsdiener zog die Brauen hoch.

„Wär's nicht besser gewesen, er hätte sich mehr um sein Geschäft gekümmert, als daß er in den Vereinen den Besserwisser spielen tat? Er hat's zu seinem Schaden erfahren: Wer da auszieht, die Wahrheit zu predigen, kommt mit Beulen heim. Das ist nicht jedermanns Sache.“

Die Gemütskranke sah den Depeschenträger scharf an.

„Deswegen haben die Lumpenstecher und die Lügenleut' das Prö in der Welt Herr Dauber lenkte ab.

„Was mi-d's mit der Grete geben? Das arme Mädchen kann einem leid tun!“

„Die Grete steht auf eignen Füßen und hat einen festen Willen.“ sagte Frau Hormann. „Um die ist mir nicht angst.“

Der Katsdiener nahm drei Häuptchen Salat, bezahlte sie und ging.

Die Händlerin stemmte die Hände in die Hüften und schob die Unterlippe verächtlich vor. Der Erbgrind, der Fausler unterstand sich, dem Meister Füllunger eins anzuhängen und war nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen! Ueber seine Vergangenheit war Gras gewachsen. Wie lang war's her? Fünfundzwanzig, dreißig Jahre. Da wohnten in der Schloßgasse die Schwestern Göbel. Sie verdienten mit Näharbeiten ihr ehrliches Brot. Der junge Dauber machte sich an die Aelteste heran und gast in der Stadt als ihr Bräutigam. Sie war ein bildhübsches Mädchen und keine Schlunze. Eines Tages fuhr sie in ihre Heimat nach Gubern. Währenddessen schmierte Dauber ihre Schwester an. Ein Banker kam, und es gab einen großen Standal. Statt der Berufsräte gerecht zu werden, ließ der Garstvogel sie sitzen. Das Band starb, die Schwestern verzogen. Dauber lief mit einem frechen Gesicht herum. Nach wie vor hatte er das Weibervolk am Bändel. Seine Strafe kriegte er aber doch. Er war an die Fuhrmannstochter Bösch geraten und trat mit ihr in die Ehe. Sie hatte den Teufel im Leib und hielt ihn jetzt als alten Knorz noch unter der Fuchtel.

„O, du schlechte Welt!“ seufzte Frau Hormann nahm wieder auf ihrem Schemel Platz und spann sich in ihre Gedanken ein.

Der Wind hatte sich wirklich gedreht. Der Himmel hüllte sich in ein gleichmäßiges Grau, doch dauerte es noch volle vierundzwanzig Stunden, ehe reichlicher Regen fiel. Nach der unermesslichen Dürre klang das Rieseln und Plätschern wie ein Ruf zu neuem Leben. Kraut und Gras wuchsen dem erquickenden Naß entgegen. Was die sengende Sonne verschont, zeigte sich in Fülle und Kraft.

Die Leidtragenden, die das offene Grab des Meisters Füllunger umstanden, hatten nur zum Teil ihre Schirme aufgespannt. Alle atmeten mit Behagen die frischseuchte Luft. Selbst der Herr Pfarrer streute in

seiner Predigt ein paar Worte vom gnädigen Regen ein.

Der Sarg ward in die Gruft versenkt. Ein hünenhafter junger Mensch, dem das blonde Haar über die niedrige Stirn fiel, ging auf Grete Füllunger zu und gab ihr die Hand. In ihr tränenerfülltes Gesicht trat ein Ausdruck leisen Erschaunens.

„Wer ist der Riese da?“ flüsterie der Rentner Döring, der erst seit kurzem im Städtchen wohnte, dem Wafenmeister Cellarius zu.

Dieser lenkte das Rinn und bisperte:

„Ich sag's Ihnen nachher!“

Der Riese, erzählte er auf dem Rückweg vom Friedhof keinem Beaeiter, war der Mehrgesell Theobald Sonder, genannt der Goliath. Er hatte sich in der Fremde den Wind um die Nase wehen lassen und war vor einigen Tagen in die Heimat zurückgekehrt. Als er noch die Eierschalen hinter den Ohren hatte, war er wegen seiner tollen Streiche schon bekannt wie ein bunter Hund. Zweimal hatte er von seinen Lehrherren den Pauspah erhalten. Die Spezialität seines ersten Meisters, des Kürschners Spamer, war, Kagenfelle in einem dunklen Kämmerchen auf eine geheimnisvolle Weise zu behandeln und als Rheumatismusmittel überteuer zu verkaufen. Theobald Sonder, der dem Wundermittel nicht recht traute, brachte der Kundschaft bei, es komme seinem Herrn weniger auf die kräftige Wirkung der Kagenbälge als auf die klingende Münze an, die er dafür in die Tasche stecke. Sobald der Kürschner von den auführerischen Reden seines Lehrlings Kenntnis erhielt, sagte er ihm zum Teufel. Nun versuchte es Theobald beim Schuster Ferro in der Petersliengasse. Hier entdeckte er daß er kein Siphfleisch hatte. Tag und Nacht kann er darüber nach, wie er sich wieder frei machen könne. Endlich versiel er auf den Gedanken, darfus in der Werkstatt zu erscheinen. Vom Meister gefragt, was das bedeuten solle, antwortete er, sei er das Leder schneiden lerne, drückten ihn seine Schuhe, diese kosteten überdies Geld, seine Füße aber dürfe er als eignen Zuwachs betrachten. Der Schuster verstand keinen Spaß. Als er sah, daß göttliche Worte nichts halfen, zeigte er dem Lehrburschen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte. Niemand war froher als Theobald. Ein Schulkamerad, der das Mehrgewerbe erlernte, erzählte ihm, wie reichlich die Ahuna im Mehrgewerbe sei, daß sich Fleisch und Wurst mittags und abends auf den Tellern türnten. Das machte großen Eindruck auf Sonder. Gleich stellte er sich dem Mehger Rühmann vor. Der nahm den kraftvoll gewachsenen Jungen als Lehrling an. Nun war er endlich im rechten Gleis. Er ging zum Einkauf mit aufs Land. Ein Kalb, wenn es müde war, auf den Rücken zu nehmen, machte ihm nicht viel aus. Sein Herr lobte ihn über die Maßen und sagte: „Er ist ein Kerl wie zwei!“ Nachdem er seine Lehrzeit bestanden, blieb er noch vier Jahre als Gesell. Allmählich wuchs er sich zum Raupspinner aus. Hörte man von einer Keilerei, war der Theobald Sonder dabei. Bärenmäßig stark schlug er drauf los, daß die Funken stoben. Estliche sagten, er sei trotz alledem ein kuranter Kerl. Mit seinen Kräften wollte niemand Bekanntschaft machen. Jetzt war er glücklich wieder im Land. Wenn er sich die Hörner auf der Walze nicht abgelaufen hatte, konnte man sicher sein, er würde unter den Spektakel-

machern, wie früher, die erste Geige spielen.

So erzählte der Wafenmeister dem Rentner. Leute kamen hinzu. Irgendwer brachte den Witterungsumschlag aufs Tapet. Das war Wasser auf aller Mühlen. —

Bei dämmerndem Abend sah Grete Füllunger in der geräumigen Wohnstube, die aufs behaglichste eingerichtet war, Neben dem Kachelofen stand der Schaukelsessel, in dem der Vater sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte. Auf dem Schreibtisch lag noch alles, wie er es verlassen hatte.

Zur Rechten der alten Schwarzwälder Uhr hing unter Glas und Rahmen des Meisters Lehrbrief, zur Linken das Bildnis seiner früh verstorbenen Frau, eine Kreidezeichnung, die er nach einer Photographie hatte anfertigen lassen. Allerdings Porzellanfigürchen auf der mit schönem Schnitzwerk geschmückten Kommode gewannen im Halbdunkel ein eignes Leben.

(Fortsetzung folgt)

Mudder Ehlers

Skizze von J. D. Gennersich.

„Na, Mudder Ehlers, nun blühen die Kirichen im Alten Land!“

„Jo, jo.“ sagte die Alte, und ihr Gesicht, das bei meinem Eintritt geseuchtet, wurde traurig. In dieser Verwandlung lag eine ganze Geschichte.

„Mudder Ehlers“ nannte jeder die Gretchen, die aus dem schmalen Flur ihrer winzigen Erdgeschloßwohnung einen kleinen Hökerladen gemacht und zum Christfest die schönsten Lannen im Ort hatte.

„Wir gehen aufammen hin, was meinen Sie, Frau Ehlers? Die Welt ist wieder ganz weiß längs der Elbe.“

„Aee, nee, Fröleen, ik go dor nich mehr hin. Dat is mi to suor. Ik bin jümmer krank, wenn ik ut Mann torügg kumm; nee, ik kann dat nich.“

„Ja, ja, für mich ist Ihre Eidmarsch auch so eine Art Wunderland, ganz wunderschön. Und ich doch nicht meine Heimat.“

Mudder Ehlers sah mich mit ihren runden, blauen Kinderaugen an, ganz verwundert über mein Verstehen. — Ich begann mich, womit man der Alten helfen könnte, die mit 74 Jahren ihren Kram mühselig und einsam an den Mann bringen muß. Meine Blicke gingen im Stübchen umher; so schlicht es war, trug es den Heimatcharakter des Alten Landes in jedem Stück. Da waren die lieben bekannten Stühle mit Inschrift!

„Sagen Sie mal, würden Sie mir wohl einen verkaufen, Frau Ehlers? In Ihre Stühle habe ich mich verliebt.“

Sie sah mich wieder an, halb dankbar, halb betrübt:

„Aee, Fröleen, dat wull ik ne ginn. Ik harr dat all lang künnt. Rieper is all en poormal hier wen un wen wull se hebben. Ober — dat mügg ik doch ne. In büßen hier hett min Mann jümmer seeten. Und de annern, jo — dat is doch ool allus, wat ik hee, dat wull ik doch leewer biholen, nich?“

„Ich nichte. „Ihr Mann ist lange tot?“ „U n aen Johr, jo.“ Sie äuperte sich und schluckte.

„Was hat ihm denn gefehlt?“ „De Doktor segat jo, he harr wat an'n Hekken. He war so Schlipper und hett sik dor mol to noch dohn, jo, so is dat kome.“ Sie stand auf und holte eine Photographie in schwarz-blankem Rahmen von der Wand. „Dat is he, Fröleen,“ sagte sie, und ihr altes Gesicht verklärte sich. Er war in der Uniform der alten hannoverschen Infanterie.

„So, das is he,“ wiederholte sie, und ihr trauriger Blick ging zum Fenster hinaus. Dann holte sie noch dies und das herbei, was von ihm kam. „Das heit he mit mal mitbrücht, ut Cuxhaben!“ Ein Leuchtturm aus Gips, sah aus wie Marzipan, der lange gelegen hat; aber sein war's und wert: durch die Erinnerung, die daraus leuchtete.

„Und Kinder haben Sie doch auch gehabt?“

„So dree Stück. Sünd all dot. All dree, jo.“

Und sie erzählte: zwei waren an Krankheiten gestorben; der dritte, gesunde, verunglückte mit dem Schiff. Sie holte im Sprechen ein großes, rotes Taschentuch mit schwarzbauen Tupfen hervor; denn das

Wasser war ihr in die Augen gestiegen. Ich tröstete, so gut, so schlecht, es ging.

„So, nun bün ik ganz alleen, jo...“ sagte sie still ergeben. „Dat is nich scheun, Fräulein. Ik bün doch oof ne mehr jung un is mi ne sümmer licht, mit denn Wogen los-toreagen un in de Hüis to gohn.“

Man sah sie lächlich mit dem alten blauen Kinderwagen durch die Stadt ziehen, immer tapfer, immer grientend übers ganze Gesicht.

„Aber Sie haben Ihre feste Kunden?“

„Ja,“ sagte sie stark und legte das große Taschentuch zusammen. „Dat heit ik De Herr Updeler, de Herr Börgermeister, de Fra von Bohm un all de finen Herrschaften, de köpt all ehr Dannenböm bi mi to Wihnaden. So, un de Booschölers de köpt mi veel Schokolade af, dat is ganz scheun.“

ganz scheun is dat, jo. — Hier, Fräulein,“ sie öffnete einen Vapplasten, in dem Schokoladentringel lagen. „bitz scheun, nehmen Se 'n poor.“

„Nee, Mudder Ehlers, die behalten Sie zum Verkauf.“

Da neigte sie sich ganz geheimnisvoll zu mir:

„Bilz Ehr Mudder mi doch de scheune Jucke schenk! heit, weel Se wuß,“ und sie strahlte mich an und klopfte behaglich die Jucke, die so fein warm sei im Winter.

Die Alte war wieder tapfer — nach der süchtigen Stimmung, die der Gedanke an die Kirschblüten über sie gebracht — ganz gewappnet zum Kauf um ihr einsames vier- undsechzigjähriges Dasein. Die alte Art aus dem alten Land!

Aus allen Ecken

Wortverwandtschaften gehören zu den sprachlich interessantesten Erscheinungen. Sie erklären nicht nur manches dunkle Wortgeheimnis, sondern verbinden zugleich auch die Begriffe, die anscheinend einander feind und fremd gegenüberstehen. So erklärt sich „Weichmeide“ als „aelschmedetes“ Edelmetall. „Gerben“ bedeutet das Leder „gar“ d. h. fertig zur Verarbeitung machen. Ein „Belage“ ist ein Beilammenlein, bei dem den Lichtraffeln etwas „vorgelegt“ wird. Die „Finger“ sind die Handlieder, die zum „Fangen“ eingerichtet sind. Der „in zwei“ oder mehr Teile zerbrochene Gegenstand ist „entzwei“. „Blend“ ist der ins „Ausland“ in die Fremde Verbannete. Einem wird etwas „eingetränkt“, wie man früher dem, an dem man sich rächen wollte, einen schädlichen „Trank“ vorlegte. Dem „Durstigen“ ist die Kehle ganz „dürr“, d. h. trocken. Ein „Duchmäuser“ ist einer, der wie eine „Maus geduckt“ einherkriecht. „Braten“ ist die Speise, über die ein angenehmer Dampf „rätet“. „Blähen“ oder „blöfen“ dehnen einen Gegenstand aus. Das „Blatt“ ist der „geblähte“ Keim; „blühen“ und „blähen“ sind eng miteinander verwandt, also auch „Blatt“ mit „Blüte“. Wenn man aus einem Ganzen mit einer Schere etwas herausreißt und dieses Herausgerissene jemand gibt, so „bescher“ man es ihm. Jemand gibt so „bescher“ man es ihm. „Behende“ Wer Wohlhabenheit zehlet, ist „behändig“. Wer seine Persönlichkeiten mit bestimmten Charaktereigenschaften „unbege“, fühlt sich „behoaglich“. „Bedauern“ ist eine verächtliche Sprachform von „betrauern“. Der „Baud“ ist der „buchtartig gebogene“ Teil des Rumpfes. Ich kann etwas „auswendig“, wenn ich es nicht abzulesen brauche, sondern nur des „Buches Außenseite zuwenden“. Ein „Ausbund“ ist ein Schauspiel, das die Kaufleute früher als Stichprobe auf ihre Waren „außen aufbunden“. Schale, die man im „Mörz“ als untauglich aus der Herde ausschied, gelten als „ausgemerzt“. „Angst“ ist die das Herz „eng“ machende Empfindung. Wenn ich etwas jemand „anheimstelle“, so „stelle“ ich es eigentlich „an das Haus“, dem er vorsteht. „Antwort“ ist das „andere Wort“, d. h. das Wort, das auf die Frage folgt. „Abgeleimt“ ist jemand, der vom „Reim“ (altes Wort für Scham) fortgenommen ist, ufm.

Die Ammoniakverbindungen, zu denen auch das Natriumcyanamid gehört, können von den Pflanzen wieder ebenso wie die Salpetersäure und ihre Salze zu Eiweißkomplexen zusammengefaßt werden. Es ergab sich also, wenn wir neben dem elementaren oder Luftstickstoff drei verschiedene Gruppen von Stickstoffverbindungen, den Ammoniakstickstoff d. h. die Gruppe der Wasserstoffverbindungen, den Salpeterstick-

stoff, d. h. die Gruppe der Sauerstoffverbindungen, und schließlich den Eimstickstoff annehmen, folgendes Bild von dem Wege, den der Stickstoff in der Natur zurücklegt: Durch natürliche Vorgänge oder durch technische Prozesse wird der Luftstickstoff einerseits in Ammoniak, andererseits in Salpetersäure verwandelt. Beide Arten von Stickstoffverbindungen verwandelt die Pflanze in den komplizierten Eiweißstickstoff, und dieser wird von den Tieren wieder zu Ammoniakstickstoff verdonat, den die



Dem Zukünftigen!

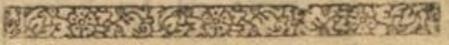
Ich meine dich, dem dieser Zeit Vollbringen nur Horizont, nicht zwingend Schicksal ist, wenn ich dir sage, daß vor allen Dingen du neuer Tage Hoffnung bist!

Dem armen Bruder, dem das graule Heute in seinen Strudel edlen Blutes lenkt, dem selbst ein Meer der allerhöchsten Freude nicht einen Tropfen Süße schenkt,

dem ewig Müden, der im Schlachtenbetzen die eigne Gläubigkeit verflucht, nie wieder einstigen Traumes Fetzen neuhoffend zu verbinden lacht —

kein holder Morgen kann es ihnen geben, was einst die schwarze Nacht geraubt. Nur du, nur du bist jetzt das Leben, das an die große Ernte glaubt!

Arthur Ziller.



Pflanzen dann wiederum zu Eiweißstickstoff machen können. Demnach müßte alle im Laufe der Zeit der Stickstoff der Atmosphäre allmählich in gebundenen Stickstoff verwandelt werden, wenn nicht gleichzeitig durch die Tätigkeit von gewissen Bakterienarten der Salpeterstickstoff und auch der Ammoniakstickstoff, nachdem er von anderen Bakterienarten zunächst zu Salpeterstickstoff oxidiert ist, in das freie Element zurückverwandelt würde. Die Bakterien wirken also bei Umwandlung des Luftstickstoffes zu Stickstoffverbindungen entgegen. Schließlich ist nun noch zu bemerken, daß unter bestimmten Bedingungen der Luftstickstoff auch direkt, also ohne den Weg über den Salpeter- oder Ammoniakstickstoff zu nehmen, zu Eiweißstickstoff werden kann. Dies geschieht nämlich in gemeinschaftlicher Arbeit gewisser Bakterien mit gewissen Pflanzenarten den Leguminosen, an deren Wur-

zeln sich jene anzusiedeln lieben. (Aus Dr. W. Medtenburgs volkstümlich und leicht verständlich geschriebenen Bändchen „Grundbegriffe der Chemie“ Leipzig, Theodor Thomas.)

Der Stampsbau wird für die Hauskonstruktionen in der allernächsten Zukunft sicherlich eine große Rolle spielen. Schon weil er den Vorzug wesentlicher Billigkeit besitzt. Da dürfte es interessieren, einiges über ihn zu erfahren. Seine Verwendung ist nämlich eine höchst einfache. Diplomingenieur Curt Adler plaudert über dieses Thema in keinem zeitgemäßen reich illustrierten und unregelmäßig zusammengestellten Bändchen „Wie baut man fürs halbe Geld“ (Wiesbaden, Heimkulturverlag, Preis 1.50 Mk.).

Die Stampsbauwerkswand mit außen sichtbaren Holständern als Außenwand zu Scheunen und Nebengebäuden wird erst nach Aufstellung und Einbindung des Gebäudes ausgeführt. Die in ca. 1,2 bis 1,8 Meter Entfernung stehenden Holzständer, die nur durch Nöhmen, Schwellen und auf Schwalbenschwanz eingesetzte Riegel miteinander verbunden sind, werden innen mit Drahtgewebe bespannt und erhalten dreifache Leisten zur Befestigung der zu stampfenden Lehmfelder. Usdann werden die Stampfbretter innen und außen mit Mauerbaken resp. kürzeren Balken befestigt; nachdem auch außen das Drahtgewebe derart angebracht ist, daß dasselbe sich mit seinen Enden um die Dreifachleisten der Holzständer legt, wird das Lehmmaterial fest eingestampft und die Stampfbretter nach Fertigstellung höher gerückt. Die bei der Arbeit hinderlichen Riegel können alsdann herausgenommen und wieder eingesetzt werden. Zur Ausparung des Außenputzes werden auf die inneren Seiten der äußeren Stampfbretter ca. 14 Zentimeter starke Bretter (b) aufgenagelt. Die inneren Seiten der Holzstiele werden vor dem Anbringen der Drahtgewebe mit Rohr oder Schilfröhren benagelt. Nach Fertigstellung der Fachwerkwände resp. während der Herstellung derselben werden die inneren und äußeren Drahtgewebeflächen durch eine Verankerung verbunden. Hierzu ist eine 5—6 Millimeter starke schmiedeeiserne Rabel von ca. 30 Zentimeter Länge erforderlich, sowie 1 Millimeter starker eiserner Binddraht. Die Stampsbauwerkswände mit unsichtbaren Holständern werden meist zu Innenwänden benötigt und auf dieselbe Weise wie oben beschrieben hergestellt, nur werden hier die inneren und äußeren Seiten der Holzständer mit Rohr und Schilf benagelt und das äußere Drahtgewebe entweder schichtenweise oder nachträglich in der ganzen Wandhöhe angebracht. Das Aufbringen des Putzes ist nach besonderer Anweisung leicht vorzunehmen.